

Rezensionen

DIGITALE MEDIEN

HOW TO PLAN AND IMPLEMENT A LIBRARY PORTAL [ELEKTRONISCHE RESSOURCE] / A L A. BY RICHARD W. BOSS. – Chicago: ALA TechSource, 2002. – Online-Ressource (Library technology reports; Vol. 38, Issue 6) <https://www.techsource.ala.org/ltr/>

Globalisierung und Internet werden meist in einem Atemzug genannt. Die Rede ist dann schnell von Standards zum weltweiten Informationstransfer. Im Bibliothekswesen allerdings haben sich sehr unterschiedliche nationale Instrumente herausgebildet, mit denen Bibliotheken das mediale Potential des Internet nutzen. Den in der Bundesrepublik seit kurzem entwickelten Virtuellen Fachbibliotheken entsprechen in Großbritannien die schon länger existierenden Subject Gateways. In den USA sind in diesem Zusammenhang Academic oder Library Portals zu nennen. Dabei weisen diese Instrumente sowohl hinsichtlich ihres Funktionsumfangs als auch ihres Leistungsvolumens erhebliche Unterschiede auf.

Die letzte Ausgabe ihrer zweimonatlich erscheinenden zeitschriftenartigen Serie »Library Technology Reports« (Jahresabonnement: \$360.00) hat die ALA im Jahre 2002 dem Thema Portale gewidmet. Der erfahrene und gefragte Experte für Bibliothekssoftware Richard W. Boss hat sich im Auftrag der ALA in dem hier zu besprechenden Praxishandbuch mit Portalsoftware auseinandergesetzt. Im Vordergrund steht der technische Aspekt. Dennoch liefert Boss erfreulicherweise einleitend einige knappe Antworten auf die Frage, was eigentlich ein Portal, was ein Bibliotheksportal ist und aus welchen Komponenten ein solches Portal besteht. Insbesondere diese Passagen (Kapitel 1 und 2, S. 4–13) seien deutschen Bibliothekaren besonders ans Herz gelegt. Aus diesen Bemerkungen geht nämlich klar hervor, wie unterschiedlich der Begriff Portal von anglo-amerikanischen und deutschen Bibliothekaren verwendet wird. Hierzulande wird unter Portal meist nicht mehr verstanden als eine Einstiegsseite für Internetrecherchen wie z. B. ein Web-Katalog oder auch nur ein mit wenigen Zusatzinformationen angereicherter Web-Auftritt z. B. einer Bibliothek. Boss stellt unmissverständlich klar: »A portal contains the following: Intuitive and customizable Web interface (...), Personalized content

presentation (...), Security (...), Communication and collaboration.« (S. 5) Diese Strukturelemente sind demnach konstitutiv für Internetportale, Unternehmensportale und auch die meisten Bibliotheksportale. Allerdings, so räumt Boss ein, werden Personalisierungsfeatures wie »pushing information to users based on stored profiles«, oder Interaktivitäten wie »e-mail, chat rooms, forums, and polls« noch von zu wenigen Bibliotheken über Portale angeboten. Aber immerhin: Es gibt Bibliotheksportale, die derartige Funktionalitäten bereits umfassen und es gibt eine weit fortgeschrittene Debatte um die Möglichkeiten, Tools zum Zwecke von »Personalization, Customization, Communication, Collaboration« usw. in Bibliotheken einzusetzen.

Richard Boss geht es in diesem Zusammenhang nicht darum, die Frage nach dem Sinn und dem Nutzen zu stellen, sondern einen Überblick über aktuell angebotene Softwarelösungen für Bibliotheksportale mit diesen Funktionalitäten zu geben. Ausführlich vorgestellt werden sowohl Produkte, die als reine Portale entwickelt wurden und angeboten werden, als auch Portale, die als Module in klassische Bibliothekssoftware integriert sind. Der Funktionsumfang der einzelnen Produkte (insgesamt 13) wird detailliert beschrieben und durch Screenshots illustriert. Zu jedem Angebot werden Kontaktadressen, Anwender und Preise genannt. Mit dem ARL Scholars Portal Project, dem Agricultural Network Information Center und OCLC Public Library Portal werden drei weitere Portalprojekte beschrieben, deren Besonderheit darin besteht, dass Bibliotheksverbünde oder Konsortien als Entwickler und Betreiber eines kooperativen Portals auftreten. Den Abschluss bildet eine detaillierte Funktionsbeschreibung eines idealtypischen Bibliotheksportals sowie deren mögliche Umsetzung in ein Pflichtheft.

Deutschen Lesern, die sich intensiver z. B. über die Bedeutung von Personalisierungsoptionen für Bibliotheken informieren wollen, sei das Literaturverzeichnis im Anhang empfohlen: Dort werden zwar nur wenige, dafür aber richtungweisende Beiträge zitiert, wie etwa »Personalized Library Portals as an Organizational Culture Change Agent« von Amos Lakos und Chris Gray oder »Too Many Channels: Making Sense

out of Portals and Personalization« von Debra S. Ketchell. Insgesamt bietet der Band für diejenigen, die attraktive Entwicklungschancen für Bibliotheken im Einsatz personalisierender, kommunikativer und kollaborativer Elemente im Rahmen von Bibliotheksportalen sehen, eine hervorragende Orientierung über entsprechende Softwareangebote. Andere hingegen, denen die gesamte Thematik noch wenig vertraut ist, können immerhin in knapper Form einen Überblick über Funktionsumfang und Einsatzmöglichkeiten derartiger Bibliotheksportale erhalten. Ein Monitum sei allerdings abschließend nicht verschwiegen: Eric Lease Morgan, Bibliothekar und Systementwickler an den University Libraries of Notre Dame, Indiana, arbeitet mit interessierten Kolleginnen und Kollegen seit mehreren Jahren an einer nicht-kommerziellen Software für Bibliotheksportale namens »MyLibrary«. Hinsichtlich des Entstehungskontextes hat dieses Projekt manche Parallele mit der erfolgreichen Allegro-Entwicklung durch Bernhard Eversberg in Deutschland. »MyLibrary« hätte ohne Zweifel in dem hier besprochenen Praxisleitfaden gebührend behandelt werden müssen.

Hermann Rösch

Rezensionen

PRINT MEDIEN

CONAWAY, JAMES: America's library: the story of the Library of Congress, 1800–2000 / James Conaway. Foreword by James H. Billington. Introd. by Edmund Morris. – New Haven, Conn. [u. a.]: Yale Univ. Press, 2000. – XIII, 226 S. : zahlr. Ill. ; 27 cm ISBN 0-300-08308-4 geb. : \$ 45.00

Als 1800 die *Library of Congress* mit einer bescheidenen Sammlung von 740 Büchern ins Leben gerufen wurde, bestand ihre Aufgabe zunächst allein darin, das Parlament der Vereinigten Staaten mit »books as may be necessary for the use of Congress« zu versorgen, wie es in dem von Präsident John Adams am 24. April 1800 unterzeichneten Gesetz hieß. Während der letzten zwei Jahrhunderte wuchs die Parlamentsbibliothek zu einem der größten Wissensarsenale heran, dessen Bedeutung weit über Nordamerika hinausreicht. Sie verfügt



heute über einen Bestand von annähernd 119 Millionen Büchern, Karten, Handschriften, Kunstwerken, Fotografien, Film- und Tonaufnahmen in rund 460 Sprachen.

James Conaway erzählt in dem ebenso reich bebilderten wie anschaulich geschriebenen Band die turbulente Historie der amerikanischen Parlamentsbibliothek vor allem anhand der 13 Männer, die vom Präsidenten der Vereinigten Staaten zum *Librarian of Congress* ernannt wurden und die Institution leiteten. Der Autor spannt so den Bogen der ereignisreichen Geschichte der Kongressbibliothek von John Beckley, den Thomas Jefferson 1802 an die Spitze der Bibliothek stellte, über Herbert Putnam, der 40 Jahre lang, von 1899 bis 1939, die Belange der Einrichtung nach innen und außen vertrat, bis zu James H. Billington, den Ronald Reagan 1987 ernannte.

Den ansonsten streng chronologischen Aufbau der Darstellung lockert der Verfasser mit vielen Illustrationen und kleineren Essays über zentrale Persönlichkeiten der Zeit, großzügige Förderer und Mäzene, besondere Sammlungen sowie einzigartige Erwerbungen und größere Ereignisse auf, die der Entwicklung der Washingtoner Bibliothek ihren Stempel aufdrückten. Dabei spürt er den Erfahrungen und Beiträgen der einzelnen Bibliothekare nach, deren Leben und Leistung er bisweilen detailliert nachzeichnet. Gleichwohl beschränkt Conaway seinen Blick nicht allein auf die Verhältnisse innerhalb der Bibliotheksmauern; er bettet seine Geschichte der *Library of Congress* in einen breiten Zusammenhang mit der Welt um sie herum ein und vermittelt so anschaulich, wie die einzelnen Sammlungen in der 200-jährigen Geschichte der Parlamentsbibliothek das politische und geistige Leben der USA widerspiegeln.

Jeder der Bibliotheksdirektoren sah sich mit einer besonderen Herausforderung während seiner Amtszeit konfrontiert: So wurde die gesamte Bibliothek durch den Brand des Kapitols während des britischen Angriffs auf Washington im August 1814 ein Raub der Flammen und mit Thomas Jeffersons Privatbibliothek ein Jahr später wieder errichtet. In den 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts musste ein immenser Rückstand von eineinhalb Millionen Bänden

katalogisiert werden. Die gigantische Aufgabe, den Kartenkatalog in einen EDV-Katalog umzuwandeln, war in den 80er Jahren zu bewältigen; und die 90er Jahre standen im Zeichen des National Digital Library Program. Gleichwohl prägen auch einzigartige Erwerbungen die Amtszeiten der 13 Bibliotheksdirektoren: Anschaulich erzählt Conaway unter anderem vom Spazierstock Walt Whitmans, dem Nachlass der Gebrüder Wright, den Fotografien aus der Zeit des Bürgerkrieges von Mathew B. Brady, den fünf Stradivariinstrumenten Gertrude Clarke Whitalls oder der Sammlung Leonard Bernsteins.

Wer eine wissenschaftlich fundierte, gar kritische Geschichte der *Library of Congress* erwartet, wird diesen in der Tradition der nordamerikanischen coffee-table books stehenden Band eher enttäuscht zur Seite legen. Der Autor stellt die Einzig- und Großartigkeit der US-Parlamentsbibliothek in den Mittelpunkt seiner Darstellung, deren bisweilen recht ehrfürchtiger Erzählton insofern nicht Wunder nehmen darf, als sie in enger Kooperation mit dem Gegenstand des Buches entstand, der Bibliothek und ihren Bibliothekaren. Sein mit einer kleinen, überschaubaren Auswahlbibliografie endendes Werk richtet sich vor allem an ein interessiertes Laienpublikum, dem die zentrale Bedeutung der de facto zur Nationalbibliothek gewordenen Kongressbibliothek als Schatzkammer nordamerikanischer Kultur und Tradition nahe gebracht werden soll. Die große Resonanz, die Conaways Bild- und Textband im Feuilleton einer beachtlichen Anzahl nordamerikanischer Zeitungen und Magazine erzielte, dürfte den Autor in seinem Anliegen mehr als bestätigt haben; und seine Lektüre ist auch für ein außeramerikanisches Fachpublikum, selbst wenn es mit der Geschichte der *Library of Congress* schon vertraut ist, ebenso unterhaltsam wie informativ.

Sven Kuttner

FRANZ GEORG KALTWASSER: Die Bibliothek als Museum: von der Renaissance bis heute, dargestellt am Beispiel der Bayerischen Staatsbibliothek / Franz Georg Kaltwasser. – Wiesbaden: Harrassowitz, 1999. – XII, 490 S.: Ill., Kt.; 24 cm.

(Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen ; 38)

ISBN 3-447-03863-2 geb.: EUR 99.00 (DE), EUR 101.80 (AT), sfr 168.00

Tu felix Monaco! Franz Georg Kaltwasser, von 1972 bis 1992 Leiter der Bayerischen Staatsbibliothek, ist ein Mann der zu Recht selbstbewussten Leistungsbilanzen, die das Ungleichgewicht zwischen dem bayerischen Geben und dem außerbayerischen Nehmen verdeutlichen (vgl. z. B. BFB 21.1993, 1, S. 13–21). Nichts anderes ist auch diese bereits 1999 vorgelegte Studie: vor allem eine stolze Geschichte der Bayerischen Staatsbibliothek seit ihren Anfängen, aufgehängt an ihrer Ausstellungstätigkeit; nebenbei aber auch ein von den Erfolgen überzeugter Tätigkeitsbericht aus der Zeit des eigenen Direktorats. Die Erhebungen Kaltwassers sind in der Tat beeindruckend: in den 20 Jahren unter seiner Leitung veranstaltete die BSB 200 Ausstellungen, in denen sie 12.000 Exponate aus den eigenen Beständen präsentierte und knapp 4.000 Stücke aus anderen Häusern ergänzend entlieh. Zugleich aber bestückte die BSB fremde Ausstellungen mit mehr als 8.500 Exponaten.

Abkehr von der »Schatzkammer«

Bibliotheksgeschichte, namentlich die Schilderung der Historie einer Einzelbibliothek, versucht zumeist allumfassend zu sein. Kaltwasser aber erzählt hier die Geschichte der BSB seit der Renaissance als Ausstellungsgeschichte ihrer Zimelien und belegt plausibel die Vorreiterrolle, die das Münchner Haus in seiner Verknüpfung von Schatzbehälter und Büchermagazin lange Zeit ausfüllte. – Jene spätestens seit der Lauterbach-Hochzeit überregional bekannte Freitreppe des Gebäudes an der Ludwigstraße sollte um 1830 ursprünglich direkt in eine Schatzkammer münden; der Pragmatismus eines vornehmlich wissenschaftlichen Bibliotheksbetriebes begann sich indes durchzusetzen und veränderte die Treppenführung hin zum Aufgang in das Ausleihzimmer und den Lesesaal. Kaltwasser beschreibt präzise die sich über Jahrhunderte erstreckende Abkehr vom Primat des Musealen hin



zur zunehmend nüchternen Dienstleistungsorientierung bei gleichwohl unbestrittener Aufrechterhaltung einer Zimelienpräsentation. Ein Besuch in München galt als Bestandteil einer Kavaliere- bzw. Bildungsreise: Im Jahre 1846 etwa fanden drei Führungen täglich statt.

Die Zimelienschau wurde erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts allmählich durch thematische Präsentationen abgelöst. Im Zuge der Romantik trat eine Rückbesinnung auf die eigene nationale Vergangenheit ein, die die Zusammenstellung thematischer Gedenkausstellungen immens förderte. – Auch die Demokratisierung des Bibliothekswesens lässt sich, so bezeugt es Kaltwasser, durch die Ausstellungsgeschichte vermitteln: 1789 trat ein Reglement in Kraft, das Zimelienbesucher von »ärmlichstem Aussehen« den »vornehmen Besuchern« sehr aufklärungsbewusst völlig gleichstellte; nach 1848 war die Benutzung der oben erwähnten Freitreppe nicht länger mehr nur König Ludwig I. vorbehalten – und ab 1910 fanden sonntags unentgeltliche Führungen für die arbeitenden Klassen statt. – Von besonderem Interesse ist ein Exkurs über die wissenschaftliche Benutzung von Handschriften außerhalb des Gebäudes der BSB.

Gläserne Vitrinen zur Auslage der Zimelien bürgerten sich erst nach 1825 langsam ein, nachdem noch Ende des 18. Jahrhunderts eine absonderliche Mode unter Bibliothekstouristen grassierte, unbemerkt Andenken zu sammeln, indem man sich heimlich eine Ecke der zur Schau gestellten Handschriften – quasi als private Reliquie – abschnitt. Überlegungen zum Bestandsschutz ließen allerorten lange auf sich warten. Immerhin aber verfügten Ausstellungsvitrinen im Berlin des Jahres 1882 unter dem Glas über einen Überzug aus weißer Seide, »der zurückschnellt, wenn man an einem Schnürchen zieht«.

Das Ausstellungsprogramm der BSB – nota bene: bewältigt ohne eigenes Ausstellungsreferat! – besaß seit jeher, besonders aber in der Ära Kaltwasser, ein deutlich konturiertes Profil: der Bezug zum Buch-, Schrift- und Bibliothekswesen war nahezu stets vorhanden; von besonderer Originalität allerdings war das eher konservative Repertoire nicht gekennzeichnet. Wie es sich für ein Haus mit jener Reputation ziemt, verströmen

die Titel der BSB-Ausstellungen zumeist den freistaatlichen Atem des Repräsentativ-Staatstragenden. Überraschungen finden sich nur selten; eine Karl-Marx-Ausstellung widmet sich nicht jenem Marx, sondern dem gleichnamigen Komponisten und Leiter des Münchner Bachvereins.

Mehrfach betont Kaltwasser selbstbewusst, die zahlreichen Anträge an die BSB auf Übernahme einer Fremdausstellung habe man fast ausnahmslos abgelehnt; der wichtigste Zweck einer Ausstellung sei schließlich der Hinweis auf die eigenen reichen und einer größeren Öffentlichkeit nicht immer hinreichend bekannten Bestände. Hier möchte man widersprechen und appellieren, vom BSB-zentrierten Denken Kaltwassers zu einem gesamtstaatlichen Verantwortungsbewusstsein für das bibliothekarische Ausstellungswesen zu gelangen. Wanderausstellungen sind von anderen Institutionen relativ unaufwendig nutzbar und ermöglichen dem eigenen Haus eine raschere Ausstellungsfolge.

»Münchener Praxis«

Kaltwasser theoretisiert nicht über das Ausstellungswesen; er erzählt aus der Münchener Praxis – und seine größten Qualitäten erhält das Buch dort, wo er vom Erzählen ins Plaudern übergeht. Die Ausstellung »Zwölf Jahrhunderte Literatur in Bayern« sollte 1975 – auf Einfluss von außen – auf Bücher der linken Autoren Ernst Toller und Lion Feuchtwanger verzichten (Kaltwasser widerstand, indem er als Kompensation einen weiteren frommen Barockdichter aufnahm). 1980 war der Komponist Hans Werner Henze, Mitglied der Kommunistischen Partei Italiens, als Eröffnungsredner ungerne gesehen; 1988 nutzte Kultusminister Zehetmair ein Grußwort zu nicht enden wollenden Lobgesängen auf die angebliche Bibliophilie des unlängst verstorbenen Ministerpräsidenten Strauß. Derlei Anekdoten, die außerhalb Bayerns dazu angetan sind, ohnehin vorhandene Klischees noch zu verstärken, machen den besonderen Reiz des Werkes aus. Freimütig äußert sich Kaltwasser in seinen memoirenhaften Schilderungen aber auch zu seinen Möglichkeiten, im Rahmen von Eröffnungsgrüßworten deutliche Worte an die Unterhaltsträger der BSB zu richten – und er verschweigt auch nicht den Unmut, den er sich in

den Ministerien und den Rechnungshöfen damit zuzog.

Kaltwasser, der als junger Handschriftenbibliothekar Mitte der 50er Jahre prominenten Gästen selber noch Zimelien vorblätterte, verfolgte während seiner Dienstzeit eine sehr restriktive Ausleihpolitik, die selbst renommierten bayerischen Häusern zahlreiche Gesuche um Ausleihe versagte. – Ein kaum ermesslicher Fleiß, für den in unseren Tagen nur noch ein unermüdlicher Ruheständler die erforderliche Zeit findet, hat eine Bibliotheksgeschichte aus ungewöhnlicher Perspektive ermöglicht. Kaltwasser konzentriert sich zwar auf München, weitet aber dankenswerterweise den Blick auf Dutzende anderer Bibliotheken und deren Umgang mit Zimelien im Laufe der Jahrhunderte. Penibel werden, durch die Auswertung enormer Materialmengen, mehr als 300 Ausstellungen von Bibliotheken aus aller Welt zwischen 1832 und 1918 nicht allein genannt, sondern vorzüglich beschrieben. Stellenweise besitzt die Untersuchung daneben auch Züge einer Anthologie, wenn Kaltwasser aus Darstellungen der Münchener Bibliothek in internationalen Reiseführern des 19. Jahrhunderts zitiert.

Cui bono? Angesichts der Tatsache, dass mittlerweile nicht mehr, wie Kaltwasser noch schreibt, die British Library in London die einzige der großen internationalen Bibliotheken ist, die eine Zimeliendauerausstellung bietet, sondern auch Wolfenbüttel und Dresden Ähnliches bieten und die Staatsbibliothek zu Berlin nach der Generalsanierung ihres Hauses Unter den Linden gleichfalls eine »Schatzkammer« einrichten wird, ist Kaltwassers Einschätzung, seine Studie sei zwar kontrapunktisch, aber alles andere als unzeitgemäß, durchaus zuzustimmen. Der Zeitgeist tendiert nicht nur zur Virtualität, sondern ebenso auch hin zur verstärkten Hochschätzung kultureller Zeugnisse der Vergangenheit im Original. Kaltwassers Studie versteht sich insofern nicht zuletzt als Beitrag zur Bewusstseinsbildung über den Wert einer Zimelienschau.

Martin Hollender

NELLES, JÜRGEN: *Bücher über Bücher: das Medium Buch in Romanen des 18. und 19. Jahrhunderts* / Jürgen Nelles. – Würzburg: Königshausen und Neumann, 2002. – 300 S.; 24 cm
Zugl.: Bonn, Univ., Habil.-Schr., 2000
ISBN 3-8260-2142-8 kart.: EUR 35.00, sfr 61.80

Jürgen Nelles legt hier die überarbeitete Fassung seiner Habilitationsschrift vom Sommersemester 2000 an der Universität Bonn vor. Ausgangspunkt der Studie war die Beschäftigung mit Theorien zu den neuen Medien, die als Vergleichsgrundlage für das Medium Buch dienten. Er nimmt dabei einige theoretische Anregungen Rainer Kuhlens auf und interpretiert klassische Romane als komplexe Verweissysteme, ähnlich modernen Hypertexten. Dabei stellt er fest, dass in jenen Betrachtungen das Buchzeitalter ganz einstimmig als ein überholtes Zeitalter betrachtet wird, und zwar gleichgültig, ob die Betrachtung der neuen Medien euphorisch oder skeptisch erfolgt. Basierend auf der bekannten Tatsache, dass das klassische Zitiersystem viel von der Linktechnik des Internets vorwegnahm, beginnt der Autor eine faszinierende Spurensuche nach Verweissystemen. Er interessiert sich dabei weniger für Intertextualität, »die die Durchdringung von Texten durch Texte evozieren und exemplifizieren« (S. 13) kann, sondern analysiert anhand klassischer Beispiele das Phänomen, dass in nahezu jedem kanonisierten Buch andere Bücher offen oder verdeckt erwähnt oder zitiert werden. Der Verfasser geht bei seiner Theorie von der Gattung Roman aus, einer Art der Veröffentlichung, die gemeinsam mit Wochenschriften und Zeitungen für den Aufstieg des gedruckten Wortes zum Massenmedium sorgte.

Mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts nahm die private Lektüre von Büchern drastisch zu, ebenso wie ihre Funktion im gesellschaftlichen Leben. Jürgen Nelles studiert Bücher, die diesen Wandel des gedruckten Wortes vom Gelehrten- zum Massenmedium selbst zum Thema haben: Wer las Bücher, weshalb las er sie? Wann zieht ein Leser den Rückzug zur Lektüre dem öffentlichen Diskurs über Literatur vor? Weshalb las man lieber Romane als Zeitschriften? Unter welchen Begleitumständen las man? Weshalb griff man bei der Lektüre zu Stimulantien wie die trinkfesten Serapions-

brüder oder die Theatergruppe Wilhelm Meisters?

Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden Bücher zum Thema von romaninternen Diskursen, die sich mit der Verbreitung und Produktion von Büchern befassten. So untersucht der Autor ausführlich die in der *Insel Felsenburg* räsonierten Bild- und Schriftträger, die vor der Erfindung des Buchdruckes verwendet wurden und liest das Werk Schnabels als mediengeschichtliches Exempel. Ausgehend von der Bibel analysiert er – immer auf der Basis des etablierten literarischen Kanons – im Abschnitt »Die Botschaft der Bücher« mit Beispielen aus Daniel Defoes *Robinson Crusoe* und der *Insel Felsenburg*, in »Lehren der Bücher« mit Beispielen aus Samuel Richardsons *Clarissa* und Gellerts *Leben der schwedischen Graefinn*, in »Die Aufgaben der Bücher« mit Beispielen von Fielding und Sophie von La Roche. Bücher Szenen aus Goethes Romanen nehmen ein komplettes eigenes Kapitel ein. Die Romantik ist mit Beispielen von Novalis und Hoffmann vertreten.

Die Ergebnisse dieser Forschungsarbeit machen Lust, den eigenen Bücherschrank nochmals durchzusehen auf der Suche nach klassischer und deshalb aktueller Lektüre. Der Stellenwert der Bücher hat im ausgehenden 18. Jahrhundert zugenommen, dies korrespondiert mit einer Zunahme der Erwähnung von Büchern in Büchern; das Buch wird zum Leitmedium der Epoche. Der Roman reflektiert zugleich auch seine Präsentationsform und seine eigene Gattungsgeschichte. Bücher werden in diesem Zusammenhang häufig zu Zwecken individueller Bildung oder Erziehung funktionalisiert und zur Verbreitung aufklärerischer Ideale. Seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts werden weniger Erbauungsschriften als ihrerseits wieder Romane in den Romanen der Zeit reflektiert. Der romantische Reflexionsroman stellt einen Kulminationspunkt der Betrachtung des Buches im Buch dar: Das Buch im Buch wird zu einem Medium der Reflexion über die eigene Herkunft der Protagonisten. Gleichfalls wird die Deformation des Mediums Buch dargestellt, beispielsweise in E. T. A. Hoffmanns *Kater Murr*: Hier liegt das Buch des Titelhelden nur als Fragment vor, welches seinerseits auf einem zuvor zerstörten Buch, das ihm »einverleibt« wurde, basiert. Die

Thematisierung des destruierten Buches macht Hoffmann für Jürgen Nelles zu einem Vorläufer postmoderner Autoren wie Bryan S. Johnson oder Raymond Queneau, die den Leser zur Mitwirkung an der Buchgestaltung animieren, indem sie ihm unsortierte Druckbogen oder buchtechnische Mechanismen liefern, die den Leser zum Mitautor machen.

Dem Autor gelingt es, Mediengeschichte zum spannenden Roman zu machen, die Gliederung ist so klar, dass ein Register überflüssig ist. Sein Fund der Selbstthematisierung des Buches im Buch kann nun auch auf andere Medien übertragen werden – für das Hörspiel beispielsweise ist es jüngst gelungen (Strzolka, R., *Das Hörspiel der Weimarer Republik*. – Band 1–8. – Hannover, erscheint Ende 2003 –).

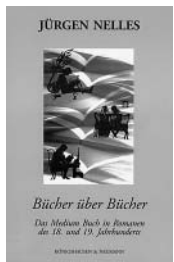
Rainer Strzolka

STASSE, FRANÇOIS: *La véritable histoire de la Grande Bibliothèque* / François Stasse. – Paris: Seuil, 2002. – 205 S.; 22 cm (l' *épreuve des faits*)
ISBN 2-02-051761-2 Pp.: EUR 19.00

Wohl kein Bibliotheksneubau hat so viel öffentliche Beachtung gefunden wie die neue Pariser Nationalbibliothek. Eine umfassende Übersicht über diese Literatur findet sich am Ende des Werks »La Bibliothèque nationale de France« von Daniel Renoult und Jacqueline Melet-Sanson (Paris, 2001). Eine deutschsprachige Darstellung der ersten Planungsphase befindet sich in dem Buch von Wolfgang Hillen und Annemarie Nilges »Das Bibliothekswesen Frankreichs« (Wiesbaden, 1992), hier mit den deutschsprachigen Stellungnahmen.

Neubau und Neuordnung

Der Autor dieses Buches, zwar kein Bibliotheksfachmann, war von 1998 bis 2001 – also in den entscheidenden Jahren ihrer Eröffnung und Neuordnung – an maßgeblicher Stelle in ihr tätig. So ist er eng vertraut mit der Geschichte, den Problemen und Kontroversen über den Neubau und die damit verbundene Neuordnung der Bibliothek. Dass er seinem Buch den Titel »Die wirkliche Geschichte« gibt, zeigt, dass sich die Literatur zu diesem Bau- und Organisationskonzept nicht nur unterschiedlich,



sondern auch polemisch mit der Bibliothek – ihrer Lage, ihrem Bau, ihrer Organisation – auseinandersetzt. Dieser Polemik widmet er das fünfte Kapitel seines Buches, das den Titel trägt »La mode de nigrement« (Die Neigung zur Schwarzmalerei) (S. 141–156), wobei er zeigt, dass diese Polemik der Baukonzeption auch geschadet hat.

Doch ist es nicht nur diese Kritik, die ihn bestimmt hat, seinem Buch den Titel »Véritable histoire« zu geben. Er setzt sich damit zugleich von einem Werk ab, das als offizielle Beschreibung und Würdigung des neuen Bibliothekskonzepts angesehen werden kann und das 1995 unter dem Titel »Bibliothèque nationale de France 1989–1995« in Basel erschienen ist. Dieses Werk nennt als Verfasser den Architekten der neuen Bibliothek Dominique Perrault. Es enthält jedoch zu mehr als einem Drittel seines Umfangs Beiträge von Politikern (etwa François Mitterrand, Jacques Toubon, Jack Lang, Emile Biasini, S. 7–16 u. S. 35–46) und Kritikern des architektonischen Konzepts (Frédéric Edelmann, Nicola Di Battista, Peter Buchanan, S. 18–31). Zwar erwähnt Stasse diese politisch wie architektonisch offizielle Veröffentlichung nicht, weder in seinem sehr knappen Literaturverzeichnis noch in den zahlreichen Fußnoten. Doch zeigen Textvergleiche, dass er sie sehr wohl im Blick hatte, zum Beispiel die Kritik des Präsidenten der Bibliothèque nationale de France, Jean Favier, sowie die Darstellungen der Architekten über das Konzept (S. 70–87), den Park (S. 120–128) oder die Büchertürme (S. 129–143).

Kunstwerk

In dieser doppelten Auseinandersetzung ist ein Buch entstanden, das die wirklichen Probleme der »Très Grande Bibliothèque« herausstellt. So weisen bereits die Kapitelüberschriften auf die Planungsmängel und ihre Ursachen hin: »Die französischen Utopien« (S. 39–69), in dem die beiden Komplexe der virtuellen Bibliothek und der Öffnung der Nationalbibliothek für ein breites Publikum behandelt werden – sicherlich nicht nur französische Probleme; »Der Kampf der Architektur« (S. 71–108), in dem in anschaulicher Weise die heute verbreitete Neigung der Architekten, ein Kunstwerk und nicht ein funktionelles Gebäude zu schaffen, kritisiert wird, sowie »Der Aus-

druck der Arroganz« (S. 109–139), in dem die Illusion gegeißelt wird, für alle Probleme neue technische Lösungen zu finden. Nur das letzte Kapitel fasst die Erlöse, etwa die längeren Öffnungszeiten oder das neue Katalogsystem, zusammen. Doch auch dieser Abschnitt schließt mit einer Übersicht über die noch nicht gelösten Aufgaben (S. 157–191).

Politische Entscheidung

Wie alle großen Bibliotheken hatte auch die Bibliothèque nationale in der Rue Richelieu seit der Mitte des 20. Jahrhunderts erhebliche Raumprobleme. Daher plante zum Beispiel der Administrateur général der Bibliothek, Emmanuel LeRoy Ladurie, 1987 die Teilung der Bibliothek in zwei Institutionen, die »Bibliothèque nationale« mit den Altbeständen und die »Bibliothèque nationale bis« mit den Titeln nach 1945, ein Plan, der auf heftigen Protest vor allem der Geisteswissenschaftler in Paris stieß (S. 24).

Doch beginnt die wirkliche Entwicklung der neuen Bibliothek damit, dass der Präsident der Republik, François Mitterrand, zu Beginn seiner zweiten Amtszeit das Projekt einer »sehr großen Bibliothek völlig neuen Typs« in seine Regierungserklärung vom 14. Juli 1988 aufnimmt. Dass ein Regierungschef den Plan einer neuen Bibliothek – überhaupt ein kulturelles Projekt – in seiner ersten Regierungserklärung erwähnt, ist für Deutschland nicht recht vorstellbar, nicht nur wegen des so genannten Kulturvorbehalts der Länder, besitzt doch der Bund auch

eine Reihe von Kulturkonzepten, neben dem Goethe-Institut etwa die Deutsche Bibliothek, deren Neubau in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts natürlich niemals Gegenstand einer höchsten Regierungserklärung war. Wenn man allerdings die Probleme des Neubaus der Bibliothèque nationale in Paris, die sich aus dem hohen politischen Engagement ergaben, betrachtet, möchte man die deutsche Situation gutheißen.

Nun hat das kulturelle Engagement des Staatspräsidenten in Frankreich eine reiche Tradition. Aus den letzten Jahrzehnten seien nur das Centre Pompidou mit seiner »Bibliothèque publique d'information«, das Musée d'Orsay sowie in der Mitterrand-Zeit die Erweiterung des Louvre, die Bastille-Oper, der »Arche de la Défense« und die »Cité de la musique« genannt (S. 17–19).

Doch mit dieser höchstpolitischen Entscheidung fingen die Probleme an. Schon dass in der Jury, die die Einreichungen zum Bauwettbewerb beurteilte, kein Bibliothekar saß, zeigt, dass es Mitterrand vordringlich um ein Baumonument ging.

Zahlreiche Probleme

Zwar ist positiv zu bewerten, dass der Plan der 80er Jahre, die Bibliothek in zwei Institutionen aufzuspalten, aufgegeben und ein Bauplatz für einen umfassenden Neubau gefunden wurde, zwar etwas außerhalb in Tolbiac, doch schön am Ufer der Seine gelegen. In Abstimmung mit dem Pariser Bürgermei-

DIE REZENSENTEN

Dr. Martin Hollender, Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Potsdamer Straße 33, 10785 Berlin-Tiergarten, martin.hollender@sbb.spk-berlin.de

Dr. Sven Kuttner, Universitätsbibliothek München, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München, Sven.Kuttner@ub.uni-muenchen.de

Prof. Dr. Günther Pflug, Myliusstr. 27, 60323 Frankfurt am Main

Prof. Dr. Hermann Rösch, Fachhochschule Köln, Institut für Informationswissenschaft, Claudiusstr. 1, 50678 Köln, Hermann.Roesch@fh-koeln.de

Rainer Strzolka, Fachbereichsbibliothek Gartenbau, Landespflege und Umweltentwicklung / Universitätsbibliothek und Technische Informationsbibliothek, Herrenhäuser Straße 2, 31049 Hannover, Rainer.Strzolka@tib.uni-hannover.de

ter Jacques Chirac bot sich nämlich dort der alte, verlassene Güterbahnhof mit einem Gelände von circa 7 Hektar an, wie Stasse schreibt, »le dernier constructible dans Paris intra muros« (S. 77). Auch hier wird also ein alter Bahnhof wie am Orsay zu einer Kultureinrichtung umgebildet.

Aber das riesige Grundstück verführte den Architekten zu einer gigantischen, funktionell höchst problematischen Lösung. 370 x 190 m umfasst der Baukomplex im Sockel, flankiert von vier Büchertürmen von 79 m Höhe und drei Ebenen unter der Oberfläche, im Innern eine baumbestandene Grünfläche – fast ein Wald. Dabei entstehen Baukosten von rund 1,2 Milliarden Euro (S. 30 u. S. 95/96).

Hier beginnen die zahlreichen organisatorischen Probleme. Schon die Verlagerung der Bücher in die elf oberen Etagen der 20 Stockwerke hohen Türme, die noch dazu Glasfassaden erhalten, beschwört technisch nicht lösbare Aufgaben des Sonnenschutzes und der Klimatisierung, aber auch des Buchtransports. Dagegen werden die Leser auf zwei Stockwerke unter der Erde verbannt, wobei eines den Bildungslesern gewidmet ist, das andere den Forschern. Auch das tadelt Stasse, da die Bibliothèque nationale traditionsgemäß eine reine Forschungsbibliothek ist, nun jedoch allen

Interessenten über 18 Jahren geöffnet wird, obwohl mit dem Centre Pompidou eine stark frequentierte Bibliothek für die Allgemeinheit zur Verfügung steht.

Auch die Eröffnung der Bibliothek hat eine seltsame Geschichte. Am 30. März 1995 weiht der scheidende Staatspräsident Mitterrand das noch nicht fertiggestellte Gebäude ein. 21 Monate später wiederholt sein Nachfolger Jacques Chirac die Zeremonie für den »haut-jardin«, der damit für das Publikum geöffnet wird. Doch fand der Umzug der Bücher aus der Rue Richelieu erst 1998 statt, so dass der Premierminister Lionel Jospin die Bibliothek für die Benutzer erst am 8. Oktober 1998 eröffnen konnte (S. 202–203).

Ein eigenes Kapitel widmet Stasse den Bau- und Organisationsmängeln, die sich nach der Eröffnung der Bibliothek einstellten, zum Beispiel, dass in einem der Lesesäle ein großes Deckenelement herabstürzte, dass in der Eingangshalle ein Gitter klemmte und dabei drei Mitarbeiter verletzte, dass der Esplanadenumgang wegen des exquisit ausgewählten Holzbodens bei Nässe so glatt wird, dass er zeitweise gesperrt werden muss, dass die Magazinkonstruktion 28.000 Sprinkler-Anlagen benötigt und dass damit das Wasser zum Hauptfeind der Bücher wird (S. 110–118). Auch das neue In-

formationssystem zeigte zuerst erhebliche Mängel, die jedoch zwischenzeitlich behoben werden konnten (S. 122).

Information als Aufgabe

Schließlich äußert Stasse grundsätzliche Bedenken gegen eine Universalbibliothek in der heutigen Zeit. Im Zeitalter der elektronischen Medien und der großen Spezialbibliotheken könne eine Nationalbibliothek auf die Geisteswissenschaften reduziert werden (S. 135–139).

Zwar schließt das Buch mit einem Kapitel, das eine positive Zukunft verheißt. Doch geht es dabei nicht um die Bibliothek, sondern um die Information. Schon die Überschrift dieses letzten Kapitels »Et pourtant elle tourne« greift auf das berühmte Zitat von Galileo Galilei zurück, und es schließt mit dem Zitat der Inschrift der Bibliothek von Memphis aus dem 2. Jahrtausend vor Christus: Die Literatur als das »Heilmittel der Seele«. Doch dabei hat er die Entwicklung der Informationsvermittlung vom Papyrus zum Internet im Blick (S. 199).

So ist dieses Werk nicht nur eine kritische Auseinandersetzung mit dem Neubau und der Neuorganisation der französischen Nationalbibliothek, sondern auch eine Überlegung zum Informationssystem der Zukunft.

Günther Pflug